Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **28 (1934)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

tini Predigers, sein Rodel und die darine begriffene Namen und Personen in diese gnadenreiche Erzbruderschaft einzuschreiben übergeben, doch ohne Nachtheil der Pfarrkirchen.

1705. Da die Andacht des allerheiligsten Rosenkranzes so stark zugenommen, das die allhiesige Klosterkirche die Menge des Volkes nicht mehr fassen konnte, ist die monatliche Prozession aus der Kloster- in die Pfarrkirche mit dem hochwürdigsten Gut auf Begehren geistlich- und weltlicher Obrigkeit eingeführet worden, wobey das Opfer der Erzbruderschaft zu Gutem kommt, ohne das selbe der Pfarrkirche an Kerzen, Glockenläuten oder Orgelschlagen oder sonst etwas zu geben hat. Laut der Chronik am 443. Blat.

Übrigens mußten dabey alle Jungfrauen in dreyerley Gattung gefärbten Kleidern [1] mit Kränzen und Stäben, andere mit brinnenden Lichtern erscheinen. Vor dem hochwürdigen Gut gieng ein Schaar Knaben in Engelskleidern mit symbolischen Zeichen. Zween Herren Landaman hielten das Pluvial. Der Magistrat und das zahlreiche Mannervolk beschloß den Zug. Dabey wurden auch sechs Fähnen und viele Bilder umgetragen.

Heutiges Tages aber erlischt der Eifer des Volkes immer mehr, so das man kaum die nothwendigen Personen für die Stäbe und Bilder bekommen kann.

Eduard Wymann.

[1] Man pflegt noch heute den freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Rosenkranz durch die weiße, rote und gelbe Farbe zu versinnbilden.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Scheel, D. Dr. Otto. Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. Zweiter Band : Im Kloster. 3. u. 4. Auflage. 694 S. Tübingen, Mohr, 1930.

Burckhardt, D. Abel Ed. Das Geistproblem bei Huldrych Zwingli. (Quellen und Abhandlungen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte, VI.) 166 S. Leipzig, Heinsius, 1932.

Lortzing, J. Die Rechtfertigungslehre Luthers im Lichte der Heiligen Schrift. Reformationsgeschichtliche Abhandlungen. 158 S. Paderborn, Schöningh. 1932.

Es sind drei völlig verschiedene Arbeiten, die hier zur Besprechung vorliegen ; nur dem Gegenstand nach sind sie miteinander verwandt, indem alle das Gebiet der Reformationsgeschichte beschlagen.

1. *Scheel* gehört zu den repräsentativen Autoren der Lutherforschung. Daß seine beiden Bände über Luthers Jugend und Luther im Kloster neu

aufgelegt werden konnten, ist ein Zeichen für das lebendige Interesse, das dem Gegenstand entgegengebracht wird. Der Verfasser macht sich seine Aufgabe nicht leicht. Es wird wohl wenig Persönlichkeiten geben, deren Jugendgeschichte und Entwicklung so eingehend untersucht worden sind, wie diejenige Luthers in dem vorliegenden Werk.

Der zweite Band hebt an mit dem Eintritt ins Kloster der Augustiner in Erfurt. Es ist nicht zu leugnen, ja, es verdient hohe Anerkennung, daß Scheel sich eine weit- und tiefgehende Kenntnis des Ordenslebens im Augustiner-Orden und im Augustiner-Kloster zu Erfurt verschafft hat. Mit zahlreichen Legenden um den Novizen und Kleriker Martin Luther wird rücksichtslos aufgeräumt, so etwa, daß ihm die Bibel vorenthalten worden sei, daß ihn die Vorgesetzten und Mitbrüder ungewöhnlich schikaniert hätten ; auch die späteren Äußerungen Luthers über seine Frühzeit und die Praxis des Ordenslebens werden einer exakten und eingehenden Kritik unterzogen.

Mit allen Gegnern seiner ersten Auflage setzt sich Scheel in manchmal ermüdender Breite und mit peinlichster Berücksichtigung auch nebensächlicher Kleinigkeiten auseinander. Dabei überrascht immer wieder die genaue Kenntnis der Ordenstradition und der geltenden Gesetze und Verordnungen.

Ähnliches gilt von der Darstellung, die dem Theologiestudium, der Profeß, der Einführung in das Priestertum und der Primiz gewidmet ist. Freilich bemerkt man schon hier und noch viel mehr in der Behandlung des « Katholizismus als Religion der rechtfertigenden Gnade und des Leben schaffenden Glaubens », daß der Verfasser über die Voraussetzungen seines eigenen theologischen Systems nicht hinwegzusehen vermag. Es ist eben doch so, daß die weltanschauliche Stellung, die religiöse Überzeugung, der « Glaube », die Darstellung weitgehend bestimmt. Eine theologische Auseinandersetzung ist hier nicht am Platz ; der Anlage des Scheel'schen Bandes entsprechend, müßte ein umfangreiches Werk geschrieben werden ; denn er geht jedem Problem scheinbar bis auf seine letzten und verborgensten Wurzeln nach. So etwa, wenn er den Nachweis versucht, die katholische Kirche verstehe und werte Paulus falsch. Auf dieser « Grundlage » wird dann die gesamte Entwicklung der katholischen Theologie über Augustinus und Thomas bis zu den Autoren, die für Luther in hohem Maße ausschlaggebend waren, vor allem Biel, gezeichnet. Aber man kommt um den Eindruck nicht leicht herum, daß es sich um eine systematisch konstruierte Entwicklung, weniger um den rein historischen Verlauf handelt.

Scheel relativiert zwar selber bis zu einem gewissen Grad seine Ergebnisse, wenn er schreibt : « Nie freilich wird man erwarten dürfen, daß alle, die der Entwicklung Luthers zum Reformator nachgehen, in allen Einzelheiten schließlich sich zusammenfinden. » Er führt dies auf die mangelhaften Zeugnisse und Quellen zurück, die « oft genug wie lose Blöcke dastehen, die an den rechten Platz zu stellen selbst bei größter Behutsamkeit und sorgfältigster Überlegung nicht immer gelingen will ». Auch die andere Schwierigkeit der Aufgabe ist unbedingt in Erwägung zu ziehen, « daß wir es in der Hauptsache mit *seelischen* Zuständen und Entwicklungen zu

tun haben. Zwischen Anfang und Ende können Höhen und Tiefen liegen, die aus der Logik der Idee oder der ideellen Bewegung zeitlich sicher und bestimmt einzuordnen unmöglich ist. Anfechtungen und Beruhigungen können einander unabhängig von der ideellen Lage ablösen. Neue Stürme können ausbrechen, auch wenn man glauben möchte, daß sie nicht mehr zu erwarten seien ».

Scheel arbeitet nun sehr scharf die wesentliche Entwicklungslinie « vom Katholizismus zur Reformation » heraus. Er wird wohl nicht ganz unrecht haben, wenn er die ernsten Absichten und das ehrliche Streben des jugendlichen Ordensmannes nach der aszetischen Vollkommenheit stärker betont als das einzelne Gegner getan haben. Dagegen geht er unseres Erachtens zu leichtfertig an der Möglichkeit irgendwelcher geistig-seelischer Abnormalitäten vorbei, so sehr man es auch bedauern mag, daß von gewissen Autoren nur das Krankhafte in den Vordergrund gestellt wird. Allgemein scheint uns die Feststellung Scheels richtig zu sein, daß der Konflikt bei Luther nicht nur rein pathologischer oder sinnlicher, sondern in erster Linie geistiger Natur gewesen ist. Die « Anfechtungen des Geistes » waren Luthers Not. Die protestantische Überzeugung sieht in deren Überwindung ein Durchstoßen der katholischen *Rechtsordnung* und ein Erleuchtetwerden durch die evangelische oder paulinische Wahrheit, während uns der Vorgang als ein Verlassen der evangelischen und paulinischen *Wahrheit* erscheinen muß.

Damit sei nicht geleugnet, daß, wie Scheel es nachdrücklich erweist, der Kampf mit großem sittlichem Ernst geführt worden ist : es war zweifellos ein gigantisches Ringen in der Seele Luthers, ein Ringen, das aber nicht *bloß* auf der theologisch-geistig-seelischen Ebene sich abspielte. Wir achten unbedingt die warme Überzeugung des Forschers, wo er etwa von der apostolischen Sendung Luthers spricht, oder wo er zusammenfassend die Bedeutung des Turmerlebnisses für die folgenden Jahrhunderte wertet.

Wie problematisch aber die Ergebnisse selbst dieser überaus gründlichen und peinlich sorgfältigen Untersuchung bleiben, zeigt u. a. ein Satz aus dem Schlußkapitel : « Zur religiösen Leitidee des Urchristentums zurücklenkend und ihr mit der ganzen Entschlossenheit eines Gott verpflichteten Gewissens sich anschließend, sollte er (Luther) langsam, aber sicher die mittelalterliche Verbindung des Geistlichen mit dem Weltlichen auflösen und dadurch auch die sichtbare Welt neu gestalten. Der den Weg vom katholischen zum reformatorisch-paulinischen Evangelium gefunden hatte, sollte auch die Grundlage der neuen Welt des Protestantismus legen. » Vergleichen wir damit das Schlußurteil über Luther bei Grisar, der die Frage nach der Größe der historischen Persönlichkeit Luthers folgendermaßen beantwortet : « Soll er eine Größe heißen, so nenne man ihn eine negative Größe », so erscheint uns wahrscheinlich, daß nur derjenige das Richtige trifft, der den Wert weder im Positiven noch im Negativen verabsolutiert.

2. Ganz anders geartet als das umfangreiche, verwirrend gründliche Werk von Scheel ist die Arbeit von *Burckhardt* über den Schweizer Reformator. Für den Aufbau des theologischen Systems und die klare dogmen-

geschichtliche Fixierung der zwinglischen Lehre ist eine sorgfältige Untersuchung über die Stellung des Reformators zum « Geist » von großer Bedeutung.

Man vermißt allerdings eine klare Orientierung über die verschiedenen Inhalte, die sich mit dem Worte « Geist » verbinden. Der Verfasser macht einen Versuch auf diesem Weg ; aber die vier Kreise, in denen sich nach ihm Zwinglis Anschauungen vom Geist bewegen, sind wohl zu wenig scharf umrissen. « Wir haben einmal die *reformatorischen*, auf die Bibel gegründeten Aussagen. Hier steht Zwingli einfach auf den Schultern Luthers. ... Obschon Zwingli hier seine Belege meist aus der Bibel bezieht, passiert es ihm doch häufig, daß er in den *Spiritualismus* abbiegt. ... Wir werden auch eine *mystische* Linie feststellen. ... Als vierte Komponente in der Geistfrage stoßen wir auf die *rationale* Linie. Sie verlegt den Gottesgeist in den Menschengeist hinein. »

Es wird im ganzen Verlauf der Untersuchung nicht recht klar, wo die genauen Grenzlinien etwa zwischen der spiritualistischen und der reformatorisch-biblischen Geistlehre liegen. Formulierungen wie volkstümlicher Spiritualismus, spiritualistischer Rationalismus, formeller und materieller Spiritualismus dürften zweifellos genauer und schärfer erklärt werden.

Der Hauptteil der Arbeit ist der genauen Überprüfung aller einzelnen Zwinglischriften auf ihre Zugehörigkeit zu einem der vier Kreise gewidmet. Dabei sind sehr viele wertvolle und lichtstarke Zitate gesammelt, gewandt und im allgemeinen richtig erklärt und beurteilt. Methodisch begrüßen wir es auch sehr, daß das Verhältnis Zwinglis zu seinen Quellen untersucht wird. Seine Bibliothek wird einer eingehenden, aber leider doch nicht allseitigen Prüfung auf das Geistproblem unterzogen. Freilich gelingt es dem Verfasser nicht immer, wirkliche Abhängigkeiten festzustellen. Mit großem Fleiß sind auch hier Zitate aus den klassischen und humanistischen Autoren gesammelt : aber es macht den Eindruck, über dem äußeren Umfang des gesammelten Materials, den recht zahlreichen Katalogzetteln hätte die geistige Durchdringung leiden müssen.

Dazu kommt, daß dem Verfasser ziemlich stark praktische Gesichtspunkte vorschweben : er möchte der Theologie unserer Zeit dienen : « Da das Geistproblem im Grunde nichts anderes ist als die Frage der Möglichkeit der religiösen Erfahrung, werden sich interessante Streiflichter auf die heutige Theologie ergeben, wo ja dieses Anliegen sehr heftig diskutiert wird. » Oder etwa am Schluß : « Wir müssen Weite des Urteils und weitherzige Gesinnung gewinnen können. Wir wissen, die Bibel allein bringt das Heil. Aber wir sagen uns, wir müssen uns ernsthaft bemühen, den anderen Religionen gerecht zu werden. Es ist für unsere Wahrhaftigkeit sehr heilsam, wenn wir da eine schwankende Stellung einnehmen. Zwingli kann uns da Lehrmeister werden. Wir dürfen auch zum Schluß etwas wie eine Glaubensvernunft postulieren. Eine Ratio, die aus dem Glauben kommt. Man wende nicht ein, daß unser ganzes Tun bis zum Grabe Sünde sei. Sicher ist vieles auch im Christen Sünde. Aber es muß so etwas geben, wie einen erleuchteten Verstand, sonst wäre unser Glaube eitel. Wir müssen wohl auf eine einheitliche Dogmatik, welche alles bis aufs letzte ordnet, verzichten, solange wir auf dem Wege sind. »

Etwas von der unbestimmten und unbestimmbaren Relativität dieser Einstellung zeigt sich fast auf jeder Seite des Buches. Begriffliche, methodische, problemgeschichtliche Klarheit mangelt in weitestem Maß. Als Beispiel diene der Abschnitt, der von der mystischen und der rationalen Komponente des Geistproblems bei Zwingli handelt. Wir geben die Stelle kommentarlos wieder : « Die beiden Geistesrichtungen (Mystik und Rationalismus) sind sich innerlich nahe verwandt. Allerdings ist die Mystik überschwänglich, braucht hohe Worte, der Rationalismus dagegen ist kühl und überlegt. Aber beide berufen sich letzten Endes auf einen Identitätssatz, daß das Innerste im Menschen Gott selber ist. Die Mystik erreicht das auf vielen Umwegen. Es muß viel Schutt weggeräumt werden, bis der alte Bau wieder zum Vorschein kommt. Der Rationalismus wagt den Schritt zu Gott direkt, indem er die Vernunft als das Göttliche oder Gott selbst hinstellt, ohne zuerst lange Umschweife zu machen. Wenn wir auf den Sinn schauen, nicht auf die äußerliche Ausdrucksweise, so haben wir die gleiche philosophische Erscheinung vor uns. Daher ist es wohl verständlich, daß Zwingli von der Mystik ins Rationale hinüberschreitet. Aber auch da ist es nicht selbständige Mystik. Zwingli hat sein Herz immer beim Evangelium. Mystik ist bei ihm nicht viel mehr als eine flüchtige Erinnerung oder eine Reminiszenz aus der Lektüre seiner Entwicklungszeit. » Angesichts solcher « Ergebnisse » ersparen wir dem Leser die Aufführung zahlreicher Unstimmigkeiten in der Einzeluntersuchung. Es sei aber nochmals betont, daß mancher wertvolle Aufschluß über die Stellung Zwinglis zur Vergangenheit, zu Luther, zur Mystik und zum Rationalismus seiner Epoche vermittelt wird.

3. *Lortzing* beschließt sein Buch mit einem Brief an seine Evangelischen Brüder und Schwestern : Zum Nachdenken für nachdenkliche Leser, in welchem er den Ausspruch wagt : « In der Tat ist Luthers System von der Geschichte völlig überholt ; die heutige Zeit, mit ihren so ganz andersartigen Bedürfnissen und Nöten kann die Theologie des XVI. Jahrhunderts nicht mehr verstehen. » Klar und eindeutig weist der Verfasser den Weg zu dem *einen* Leib und dem *einen* Geist, zu der *einen* Herde und dem *einen* Hirten. Dem Buch liegt eine Erklärung des Erzbischöflichen Ordinariates von Paderborn bei, in dem Werk sei nichts enthalten, « was der katholischen Glaubens- und Sittenlehre widerspricht ».

Das Buch hat zweifellos große Vorzüge. Es versucht, das Material möglichst scharf zu ordnen und klar zu sichten. Zuerst wird die Rechtfertigungslehre Luthers kurz vorgetragen, vielleicht fast zu knapp, um überall ganz das Richtige zu treffen.

Als Wurzel der lutherischen Irrtümer erscheint die Lehre von der Alleinwirksamkeit Gottes, die ausführlich aus dem Alten Testament und in einer kürzeren Darlegung aus dem Neuen widerlegt wird.

Dann folgt der Hauptteil des Werkes über die Rechtfertigung. Dabei werden offensichtliche Schwierigkeiten in der Rechtfertigungslehre des Alten Testamentes nicht übersehen, sondern oft mit überzeugender Gründlichkeit gelöst. Bei der Behandlung der neutestamentlichen Rechtfertigungslehre überrascht und erfreut, vor allem im Gegensatz zu ähnlichen Arbeiten

protestantischer Theologen und Luthers selber, das tiefe Verständnis für das Mysterium der Kirche und der heiligen Sakramente. In einzelnen Exkursen werden Spezialfragen erörtert und traditionelle Vorurteile und falsche Arbeitsmethoden protestantischer Forscher namhaft gemacht. Wir haben nur das eine Bedenken, ob man das vorliegende Buch eine *historische* Untersuchung nennen kann ; es ist mehr dogmatisch-kontroversistischer Ordnung.

Dr. P. *Leo Helbling* O. S. B.

S. Petrus Canisius Doctor Ecclesiae T. I. : Catechismi latini et germanici. Pars prima : Catechismi latini. Editionem criticam curavit Fridericus Streicher, S. J. (Societatis Jesu Selecti scriptores a patribus societatis eiusdem editi II). Monachi Bavariae, sumptibus et typis officinae Salesianae 1933. 4°. 187 et 298 p.

Nachdem der hl. Canisius zum Kirchenvater erklärt wurde, beschloß die Gesellschaft Jesu eine neue Ausgabe seiner ganzen literarischen Hinterlassenschaft mit Einschluß der Hausansprachen an seine Ordensbrüder, wovon bisher nur wenig veröffentlicht ist. Das große Unternehmen wird in würdigster Weise eröffnet durch diesen ersten Band der lateinischen Katechismen. Die Ausgabe besorgte, mit peinlichster Genauigkeit allen Editionswünschen entsprechend, der deutsche P. Friedrich Streicher, der durch seine Studien über die Autographe des Kolumbus (1927) schon gezeigt hat, wie er sich auf solche gelehrte Arbeit versteht, und als Schriftleiter der Geschichte der führenden Völker seit mehreren Jahren sich große Verdienste erwirbt.

Ohne Zweifel kommt unter den Schriften des Canisius seinem Katechismus die größte Bedeutung zu. Diese erhellt schon aus dem außerordentlichen Erfolg, den er mit den verschiedenen Redaktionen hatte. Zu seinen Lebzeiten erschienen 200 Ausgaben. Nach seinem Tode sind sie schwer zu zählen. Im ganzen werden es 500 sein. Wie weit der Katechismus sich verbreitete, ersieht man daraus, daß er in ungefähr 25 Sprachen übersetzt wurde. Eine besondere Bedeutung hatte er für die Gebiete deutscher Sprache, in denen bis zur Unterdrückung der Gesellschaft Jesu hauptsächlich durch ihn die katholische Lehre vermittelt wurde. Mancherorts gebrauchte man für Katechismus schlechthin die Bezeichnung Canisi.

Aber inwieweit kann Canisius die Autorschaft der unter seinem Namen verbreiteten Katechismen zugewiesen werden ? Diese, nicht ganz einfach zu beantwortende Frage wird von dem Herausgeber in seinen Prolegomena, nachdem er eine chronologische Aufzählung aller Schriften des Heiligen gegeben hat, ausführlich erörtert. Er unterscheidet dabei die bekannten drei Gruppen : 1. den zuerst verfaßten größeren Katechismus oder « Summa doctrinae christianae » mit seinen beiden Reihen, den vor dem Konzil von Trient und den nach dem Konzil erschienenen Ausgaben, 2. den darauf folgenden kleinsten Katechismus, lateinisch und deutsch, 3. den zuletzt verfaßten kleineren, lateinisch und deutsch. Die Summa ist zweifellos im Auftrage des Königs Ferdinand von Canisius allein verfaßt,

wenn auch die ersten Ausgaben seinen Namen nicht tragen. Sie erschien zuerst im April 1555 in Wien, und es folgten bald neue verbesserte Ausgaben, die als kaiserlicher Katechismus bezeichnet wurden, nachdem Ferdinand 1556 Kaiser geworden war. Größere Veränderungen wiesen die nachtridentinischen Ausgaben auf, deren erste 1566 zu Köln erschien. Mit der Summa eng verwandt ist die Zusammenstellung der in ihr enthaltenen Schrift- und Väter-Zitate, die unter dem Titel « Authoritatum s. scripturae et s. patrum » in 4 Bänden zu Köln 1569-70 erschien, von dem Nimwegener Jesuiten P. Busaeus besorgt, aber nicht ohne Beihilfe des Canisius. Seit 1577 wurde das Werk auch unter dem Titel « Opus catechisticum sive de summa chr. doctrinae » verbreitet. Da der größere Katechismus eigentlich nur für Theologen oder Gebildete benutzbar war, so stellte sich bald das Bedürfnis nach einem einfacheren Katechismus für Schüler ein, wozu auch der Vorgang Luthers mitwirkte. Dem sollte zunächst ein kurzer Auszug aus dem großen Katechismus genügen, bestimmt für die kleinsten Lateinschüler, der sog. C. minimus. Braunsberger entdeckte die älteste Ausgabe als Anhang zu den 1556 in Ingolstadt erschienenen « Principia grammatices ». Dieser lateinische Auszug erlebte aber im 16. Jahrhundert nur 3 Ausgaben. Besser erreichte Canisius seinen Zweck mit der deutschen Ausgabe, die zuerst 1558 zu Dillingen ohne Nennung des Verfassers erschien, später in anderer Einteilung dem « Betbuch » oder den « katholischen Kirchengesängen » beigegeben wurde. Den größten Erfolg hatte Canisius mit dem kleinen Katechismus (C. minor oder parvus), dessen erste lateinische Ausgabe Ende 1558 oder Anfang 1559 in Köln erschien und sogleich in Wien und Antwerpen nachgedruckt wurde. Er war für die Schüler der Kollegien bestimmt und bekam erhöhten Wert durch die seit 1561 beigefügten Gebete und Betrachtungen. Vom Jahre 1568 ab erschien er auch unter dem Titel « Institutiones christianae pietatis seu parvus C. » oder « Institutiones et exercitamenta » oder « Exercitamenta » allein. Auch davon wurde bald eine deutsche Ausgabe, verbunden mit dem « Betbuch », herausgegeben, die noch zu Lebzeiten des Canisius neunmal aufgelegt wurde. Ein viel gesuchtes, vollständiges Exemplar der ersten Auflage von 1560 tauchte bei der Vorbereitung des Eucharistischen Kongresses in Wien 1911 auf. Diese deutsche Ausgabe des kleinen Katechismus entsprach besonders den breiten Schichten des deutschen Volkes, zumal nachdem ihr ein Kalender und viele Holzschnitte mit mancherlei Ratschlägen für die Befolgung des Kirchenjahres beigegeben worden waren. Im Jahre 1589 wurde schließlich noch ein aus 102 schönen Kupferstichen bestehender Bilder-Katechismus von Plantin in Antwerpen herausgegeben.

P. Streicher druckt dann in seinem Prolegomena die Widmungsbriefe des Canisius ab, handelt ausführlich über die Quellen der Katechismen und fügt eine Liste der einzelnen Ausgaben nach chronologischer und geographischer Verbreitung bei. Besonders wertvoll ist noch die genaueste Angabe der einzelnen Titel, geordnet nach Stammbäumen der Ausgaben, und eine Wiedergabe der Signaturen der einzelnen Druckereien. Dies alles aber vorläufig nur für die lateinischen Katechismen. Die deutschen Ausgaben will er im 2. Teil des ersten Bandes behandeln und veröffentlichen.

Hier druckt er in seinem Hauptteil die lateinischen Ausgaben ab, und zwar von der vortridentinischen Summa die erste Ausgabe von 1555 mit den Varianten der nachfolgenden Ausgaben bis 1565, von der nachtridentinischen die letzte, von Canisius besorgte aus dem Jahre 1571, von den kleineren Katechismen auch die letzte von Canisius besorgte Antwerpener Ausgabe aus dem Jahre 1574, zuletzt den kleinsten Katechismus nach der Editio princeps von 1556. Am Schlusse folgt der Bilder-Katechismus von 1589 mit den schönen Kupferstichen von Plantin. Besondere Anerkennung verdient die mühsame Verifizierung der Zitate nach den für uns jetzt vorliegenden oder leicht zugänglichen Ausgaben.

Gelegentlich bemerkte der Herausgeber, nicht mit Unrecht, daß Canisius nicht als spekulativer Kopf, auch nicht als humanistischer Stilist oder als kritischer Historiker zu würdigen ist. Man hat ihn wohl deshalb herabgesetzt. Aber wenn wir die Wirkung seiner Katechismen ins Auge fassen, so sehen wir, wie hier seine Hauptstärke als Christenlehrer zur Geltung kommt, der am besten wußte, was für die religiöse Bildung damals Not tat und etwas leistete, was niemand zu seiner Zeit so vollbringen konnte als er mit seiner erzieherischen Begabung. Canisius ist einer der wenigen, der die Schwäche der Barockkultur überwand. Diese Schwäche, eine erbliche Belastung von der Renaissance her, bestand besonders darin, daß man wenig Verständnis für soziale Volksbildung hatte und sich ausschließlich für die oberen Schichten interessierte. Mit den für die verschiedenen Bildungsstufen berechneten Katechismen und vor allem mit den deutschen Übersetzungen füllte Canisius ein klaffende Lücke aus. Er wusste wieder die in den besten Zeiten christlicher Traditionen gepflegte Einfachheit, oder sagen wir vielleicht für « simplicitas » besser Schlichtheit, zu pflegen. So erklärt es sich auch, daß er trotz seiner engen Beziehungen zu den höchsten Spitzen sich verwenden ließ, wie man es haben wollte, und am allerwenigsten begehrte, eine große Rolle zu spielen. Dem verdanken wir es, daß er den Rest seines Lebens in der Schweiz zubrachte, wo er durch seine Schriften über Volksheilige am deutlichsten den Zusammenhang mit dem religiösen Leben des Volkes zeigte. Die Schweiz verdiente es aber dafür, seine Grabstätte zu bergen. — Daß der Herausgeber mit seiner gewissenhaften Gelehrsamkeit uns diese Seite des Canisius durch seinen musterhaft ausgestatteten Band in vollem Lichte vor Augen gestellt hat, dafür gebührt ihm wärmster Dank.

G. Schnürer.

Pastor, Ludwig v. Geschichte der Päpste. XVI. Band, 3. Abt.: *Pius VI.* (1775-1799) 1.-7. Aufl. (XL- u. 678 SS.) Herder, 1933. 15 M.; in Leinwand 18.60 M.; in Halbfranz 21.40 M.

Le conclave de 1774 s'ouvrit le 5 octobre, au Vatican, dans les appartements Borgia. Les cours bourboniennes travaillaient à faire nommer un pape qui eût la même ligne de conduite que Clément XIV. Elles pouvaient compter, dans ce but, sur la moitié des cardinaux, tandis que les autres, les zelanti, voulaient élire un homme qui fît preuve d'indépendance à

l'égard des rois et des princes. Plusieurs semaines se passèrent à attendre les retardataires. Braschi était l'un des préférés de la part des zelanti ; sa candidature fut cependant abandonnée, puis reprise, et, le 15 février 1775, au 265me scrutin, il fut élu à l'unanimité.

Il était né à Césène, en 1717. A 17 ans, il avait déjà conquis ses grades de docteur en droit ecclésiastique et civil. Il entra au service de son oncle, le cardinal-légat de Ferrare ; puis, à la mort de ce dernier, Benoît XIV le choisit comme secrétaire particulier et lui offrit un canonicat à Saint-Pierre. Braschi, qui songeait au mariage, hésita d'abord, puis, d'entente avec sa fiancée, qui entra au couvent, il se décida à embrasser l'état ecclésiastique et fut ordonné prêtre. Clément XIV le créa cardinal en 1773, non pas qu'il l'appréciât personnellement, car Braschi était opposé à la suppression de la Compagnie de Jésus, mais parce que les cours des Bourbons, auxquels il avait rendu des services, demandaient pour lui le chapeau rouge.

C'est par estime pour saint Pie V que l'élu choisit le nom de Pie VI. Pieux, de vie irréprochable, très poli, grand travailleur et tenant à faire lui-même la besogne, le nouveau Pape était de belle prestance : il papa bello, disaient les Italiens, qui accueillirent son élection avec enthousiasme.

Robuste, âgé de 57 ans, il était appelé à un long règne. Les débuts en furent brillants. Pie VI s'intéressait beaucoup aux livres, aux savants, aux artistes. Il acheta nombre de statues antiques, développa le musée clémentin, qu'il avait commencé comme trésorier de Clément XIV, et y ajouta celui qui porte le nom de musée piano. Il s'occupa aussi d'améliorations d'ordre matériel et restaura les finances pontificales. On peut toutefois lui reprocher d'avoir été un peu vaniteux. De plus, il favorisa trop sa parenté, surtout un neveu, personnage intéressé et peu aimé, au point qu'une révolution faillit éclater à Bologne, en 1794. Ce fut même à cette occasion qu'apparut pour la première fois le drapeau tricolore, soit le vert de l'espérance associé aux deux couleurs, blanc et rouge, de la ville de Bologne.

L'esprit philosophique augmentait ses conquêtes dans les cours et dans les milieux intellectuels. Il déteignait même sur certains membres du haut clergé. Ricci, neveu du Général des Jésuites, vicaire général de Florence puis évêque de Pistoie, était l'une de ces victimes. Imbu d'idées gallicanes, en relations étroites avec les Jansénistes, il était opposé au pouvoir temporel du Pape, disant que celui-ci était le successeur du pauvre Pierre et non pas des Césars. Il taxait le culte du Sacré-Cœur de cardiolâtrie. Non seulement il approuvait, mais il accentuait encore les mesures par lesquelles, en Toscane, Léopold, frère de Joseph II, restreignait le culte des saints, limitait le nombre des processions, des autels et des cierges. Un synode de curés, habilement choisis, fut convoqué à Pistoie. On y décida de fondre tous les Ordres religieux en un seul : celui de saint Benoît, et de ne tolérer qu'un couvent par ville. Les évêques, de leur côté, se réunirent à Florence, mais se déclarèrent opposés à ces mesures. L'idée d'un concile national sombra par le fait même et le Pape n'eut pas à intervenir. Il allait sévir, par contre, contre Ricci, quand Léopold fut, à la mort de Joseph II,

appelé à Vienne. Sentant l'opposition s'accentuer contre lui et voyant Rome condamner 85 propositions du synode de Pistoie, Ricci donna sa démission. Il se soumit, mais en distinguant, lui aussi, entre le fait et le droit, et en conservant des relations avec le clergé janséniste et gallican.

En Autriche, où l'on n'avait pas été très satisfait de l'élection de Pie VI, le professeur Martini et l'abbé Rautenstrauch faisaient campagne en vue de restreindre les études théologiques aux seules branches d'ordre pratique et d'introduire la surveillance de l'Etat jusque dans les sacristies. Marie-Thérèse appuyait ces idées, et son fils Joseph II, admis dès 1765 à la régence, partageait ce point de vue, ce qui ne l'empêchait pas d'être un catholique pratiquant. Il aurait aimé se réserver la politique religieuse, mais sa mère s'y refusait, et c'est ce qui amena entre les deux des discussions assez vives et accentua chez le fils, par réaction, les idées fébroniennes, dont il était déjà passablement imbu.

Marie-Thérèse mourut en 1780. En décembre 1781, le Pape écrivit à Joseph II, pour lui dire qu'il désirait se rencontrer avec lui. Il s'agissait surtout de régler la question des bénéfices milanais, que l'Empereur prétendait conférer. Certains cardinaux étaient opposés à ce voyage, notamment Bernis, qui disait de Pie VI : « Il a l'ignorance la plus crasse du monde et des cours ». Le Pape partit néanmoins, le 27 février 1782, ne prenant aucun cardinal avec lui, tandis que le peuple romain l'escorta jusqu'à plusieurs milles de la Ville éternelle. Pie VI s'arrêta quelques jours à Césène, sa patrie, continua par Bologne, Ferrare, Venise et Graz. Joseph II vint le recevoir à Wiener-Neustadt. Le Pape prit place, à droite de l'Empereur, dans la voiture de gala et entra à Vienne aux acclamations d'une foule accourue de toute l'Autriche.

Dès le lendemain, tandis que Fébroniens et Joséphistes lançaient des brochures hostiles aux idées romaines, les discussions commencèrent, à raison de plusieurs heures par jour, entre le Pape et l'Empereur. Pie VI visita la capitale, fit toutes les cérémonies de la Semaine Sainte et, le jour de Pâques, célébra la messe au dôme au milieu d'un grandiose apparat. Le 22 avril, il repartit, par Munich, Augsbourg, Innsbruck. Il se trouvait à Brixen pour la fête de l'Ascension, à Venise pour la Pentecôte et à Césène pour la Fête-Dieu et rentra à Rome après une absence de près de quatre mois.

Du moins quant à son but principal, le voyage n'avait pas eu de résultat. Au contraire, Joseph II accentua son ingérence dans les questions d'église ; c'est alors qu'il se mit à fermer les chapelles jugées superflues, qu'il fusionna toutes les confréries en une seule, détermina le nombre de messes qui devaient être célébrées, procéda à une nouvelle répartition des diocèses — mesure qui, celle-là, se justifiait — supprima plus de 400 couvents, introduisit le mariage civil, réservant à l'Etat le droit d'établir des empêchements matrimoniaux et d'en accorder la dispense. Pie VI lui fit alors savoir qu'il n'était pas loin de tomber dans l'hérésie, à quoi l'Empereur répondit, comme précédemment déjà, qu'il ne faisait que suivre une voix intérieure ; puis, brusquement, à la fin de 1782, il arriva à Rome et reprit avec le Souverain Pontife des discussions au cours desquelles le Pape lui fit des concessions que l'on peut, en partie, trouver excessives.

En août 1786, s'étaient assemblés à Ems, ville balnéaire, qui permettrait de garder provisoirement secret le but de la réunion, les trois électeurs ecclésiastiques de l'Empire : les archevêques de Mayence, Trèves et Cologne — ce dernier, frère de Joseph II — auxquels s'était joint l'archevêque de Salzbourg. Les « ponctations » ou points traités en cette circonstance provoquèrent des divergences de vues et des altercations au sujet de l'abstinence et des dispenses du bréviaire ; par contre, des décisions furent prises, réfrénant le luxe dans l'ornementation des autels, supprimant des confréries, des bénédictions, des processions et « autres abus superstitieux ». Les annates seraient diminuées, les droits des évêques augmentés, et le placet épiscopal exigé pour que les décisions des congrégations romaines eussent force de loi. Les religieux ne devraient plus obéir à un Général étranger et les bénéfices des terres allemandes seraient réservés aux ressortissants du pays. Ces conclusions furent envoyées à Joseph II, chargé, comme chef de l'Eglise d'Allemagne, de les faire agréer par Rome, faute de quoi elles seraient soumises à un concile national ou à la diète. Joseph II n'était pas très partisan des mesures préconisées, car elles déplaçaient, au profit des évêques, des faveurs que lui voulait réserver à l'Etat. Pour consentir à la nomination de Dalberg comme coadjuteur de Mayence, le Pape, en novembre 1789, exigea et obtint la renonciation à un grand nombre des ponctations et adressa un long mémoire aux archevêques qui les avaient formulées.

Le Fébronianisme, de son côté, touchait à sa fin. Von Hontheim avait publié, en 1777, un *Febroninus abbreviatus*. Pie VI s'étant montré très bon à son égard, von Hontheim souscrivit une profession de foi satisfaisante ; mais son archevêque, homme énergique, lui demanda une rétractation publique et l'aveu d'être l'auteur de *Febronius*, ce qu'il avait toujours nié jusqu'alors. Von Hontheim s'exécuta ; sur le désir de son archevêque, il publia une réfutation de son livre, qui parut d'ailleurs sans imprimatur, car elle renfermait pas mal d'idées gallicanes. Von Hontheim mourut en 1790, après avoir composé lui-même son épitaphe : *Tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus*.

Le chapitre 5, de beaucoup le plus long du volume, raconte, avec force détails, la survivance des Jésuites : en Prusse, où ils se maintenaient sous le nom de « Prêtres de l'institut scolaire royal », et en Russie, où Catherine entendait les protéger malgré Rome, malgré du moins le secrétaire d'Etat, très soucieux de voir strictement observé le bref de la suppression, afin d'éviter des démêlés avec les cours bourboniennes qui déjà protestaient avec véhémence. Pie VI, au contraire, qui s'était engagé à respecter la décision de Clément XIV, n'était, au fond, pas trop mécontent de cette survivance, bien que sous une forme un peu modifiée, de la Compagnie et de l'établissement d'un noviciat pour les Jésuites dans l'Empire de Russie. Si le Pape ne fut pas très conséquent dans cette affaire, Catherine manqua de franchise dans sa politique religieuse : grande amie des Encyclopédistes, elle travaillait en faveur des orthodoxes, au détriment des catholiques des deux rites, grec et latin, notamment dans la part de lion qu'elle avait obtenue de la Pologne lors des derniers partages.

En rappelant les diverses phases de la Révolution française, l'auteur utilise abondamment les travaux de Sicard, de la Gorce, Madelin, Pisani, Mourret, etc. Pie VI, là encore, du moins au début, hésite et fait des concessions. Il est vrai qu'il n'est qu'imparfaitement renseigné et que le cardinal Bernis s'ingénie à le retenir. Puis le Directoire envoie Bonaparte en Italie, entre autre pour s'emparer de Rome, qui est prise, sans résistance, le 10 février 1798. La république y est proclamée. L'entrée de Bonaparte dans la péninsule n'a pas été sans actes de cruauté et le Pape, maintenant, fait preuve d'énergie. Il refuse absolument de révoquer les condamnations que le Saint-Siège a portées contre les mesures prises en France au cours de la Révolution. Il refuse également d'abandonner de lui-même, comme les envahisseurs le lui proposent, la Ville éternelle. Les cardinaux qui y sont restés sont arrêtés ; les musées sont spoliés. Puis le Saint-Père, chassé de Rome, part pour Sienne, et, au bout de quatre mois, pour Florence où il séjourne de juillet 1798 à mars 1799. Bien que le Pontife soit maintenant à moitié paralysé, les Français veulent l'emmener plus loin. Le voyage est contrarié par les opérations militaires de la France contre la Toscane et l'Autriche, qui entraînent des contre-ordres et obligent à des détours dans l'itinéraire suivi. Le Pape est conduit à Parme, à Turin, puis, après le passage des Alpes, à Briançon et à Grenoble, où la foule l'accueille avec le même enthousiasme qu'en Italie. Son état cependant empirait et, sans l'ordre formel des médecins, le séjour dans ces différentes villes eût été plus court encore. Enfin, le 14 juillet 1799, l'illustre captif arrive à Valence, où « le ci-devant Pape » est déclaré prisonnier du gouvernement français. Sa paralysie s'aggrave ; il reçoit les derniers sacrements et il meurt le 29 août 1799, déclarant pardonner à ses ennemis. Jamais il ne s'était plaint, et toujours il avait envisagé, pour ses successeurs, le retour de jours meilleurs. Après le Concordat seulement, les restes mortels du Pontife furent, selon son désir, ramenés à Rome. Spina, qui avait été son fidèle compagnon d'exil, vint les chercher en février 1802, mais le cœur, placé dans une urne, fut rendu à Valence, à la demande de l'évêque de cette ville.

Avec cette troisième partie du tome 16, le 22me volume de la collection, se termine l'*Histoire des Papes* de Pastor, commencée en 1886. L'auteur, décédé le 30 septembre 1928, n'a pas eu la consolation de voir son œuvre achevée, mais la préparation des pontificats qui restaient à raconter était suffisamment avancée pour que les derniers volumes aient pu paraître sans se faire trop attendre. A partir du tome 6, tous les volumes ont fait l'objet d'une recension dans notre revue, et il en a été de même du tome 1 et de la première partie du tome 3, qui ont été réédités avec des retouches. Ecrivant l'histoire des Papes en utilisant en particulier les archives secrètes du Vatican, Pastor devait nécessairement trouver nombre de détails inconnus et apporter des corrections aux travaux parus jusqu'ici. Le point de vue adopté eût même pu sembler exclusif, si l'auteur n'avait pas toujours, comme on dit, écouté l'autre son de cloche : celui des historiens qui, au moyen des archives de leurs pays, ont raconté les mêmes événements. En France, on lui a reproché parfois de se montrer partial dans ses jugements sur les hommes politiques de cette nation, et, ainsi qu'il fallait plus

encore s'y attendre, des critiques analogues commencent à être formulées également du côté de l'Espagne. Dans ce dernier volume, il y a (p. 424, 597) sur la France du XVIII^me^ siècle et de la Révolution, des appréciations sans doute sévères, mais qu'on est bien obligé de reconnaître fondées. Ce qu'on peut, par contre, objecter à l'auteur, c'est, vis-à-vis de l'Autriche, une bienveillante indulgence, d'ailleurs compréhensible de la part d'un historien parlant de sa patrie. Quoi qu'il en soit de ces appréciations, Pastor a accumulé dans ces vingt-deux volumes un tel monceau de faits, reproduit tant de pièces inédites et utilisé si largement toute la bibliographie ancienne et moderne, que, dans l'histoire des Papes des quatre siècles qu'il avait entrepris d'écrire, rien d'essentiel ne sera vraisemblablement à modifier dans l'avenir. C'est là un résultat dont les catholiques, à la suite des Pontifes auxquels l'ouvrage a été dédié, lui garderont une vive reconnaissance.

La maison Herder annonce, d'une part, un résumé du monumental travail de Pastor, et, d'autre part, sa continuation, soit l'histoire des Papes du XIX^me^ siècle, travail qui a été confié au P. Robert Leiber, professeur d'histoire ecclésiastique à Rome, et lui-même élève de l'historien des Papes. Nous aurons, espérons-le, l'occasion d'en reparler.

L. Wæber.

Schmidlin, Jos. Papstgeschichte der neuesten Zeit (1800 bis zur Gegenwart). Band 1 : *Papsttum und Päpste im Zeitalter der Restauration* (1800-1846). Verlag Kösel u. Pustet, München, 1933. XXX u. 708 SS. (Lexikonformat). Bei Subskription auf das Gesamtwerk (3 Bände) kostet der Band geheftet M. 20, der Leinenband M. 24, der Halblederband M. 27. Einzeln : Leinenband M. 27, Halblederband M. 30.

L'abbé Joseph Schmidlin, professeur de missiologie à Munster, après avoir été, pendant de longues années, le collaborateur de Pastor dans l'exploration des archives vaticanes, fut chargé, par celui qu'il appelle à la fois son maître et son ami, de poursuivre l'histoire des Papes à partir de 1800. Pastor semble avoir changé d'avis deux ans avant sa mort. On sait du moins que sa veuve a confié aux Jésuites la publication des volumes qui restaient à paraître, que ce sont principalement les Pères Kneller, Wühr et Kratz qui les ont achevés et que le P. Leiber, comme nous venons de le dire, s'apprête à nous donner, de son côté, une histoire des Papes du XIX^me^ siècle. M. Schmidlin, pendant ce temps, travaillait activement à l'œuvre qu'il avait commencée et réussit à publier, presque en même temps que sortait de presse le dernier volume de Pastor, le premier tome de son histoire des Papes des temps modernes.

Extérieurement, cette histoire diffère notablement de la précédente : un volume épais au point d'en être disgracieux, une couverture écarlate, des caractères latins substitués aux lettres gothiques, une langue qui ne recule pas devant les néologismes. Par le contenu, au contraire, c'est exactement le genre de Pastor : chaque pontificat s'ouvre par une histoire détaillée du conclave ; vient ensuite l'exposé des relations du Pape avec chacune des puissances, puis son activité intérieure : réformes entreprises, admi-

nistration de l'Etat pontifical, nomination de cardinaux, canonisations, rôle dans le domaine des arts, des sciences, des missions ; conflits théologiques, et enfin une appréciation finale.

A la mort de Pie VI, quelques-uns avaient cru pouvoir prédire la fin de la Papauté. Le conclave s'ouvrit, le 1er décembre 1799, au couvent des Bénédictins de l'île Saint-Georges, à Venise, soit donc en territoire autrichien. Plusieurs mois se passèrent sans résultat, lorsque enfin Consalvi, secrétaire du conclave, proposa la candidature du cardinal Chiaramonti, trouvé jusqu'alors trop jeune, et qui fut élu à l'unanimité, le 14 mars 1800.

Le nouveau Pape choisit, par reconnaissance pour son prédécesseur et parent, le nom de Pie VII. Comme lui, en effet, il était originaire de Césène.[1] Entré chez les Bénédictins en 1758, à l'âge de 18 ans, il ne tarda pas à devenir professeur, puis évêque en 1781 et cardinal en 1785. Saint homme, au caractère très doux, parfois même un peu faible, irrésolu et étroit, il avait donné tous ses biens aux pauvres, au point qu'il ne put se rendre au conclave que grâce à la générosité d'une personne de Rome. Il fournit immédiatement un travail extraordinaire et entreprit de réformer la Curie et l'administration de l'Etat pontifical. Il voulut rentrer à Rome. Il y arriva, très fêté, le 3 juillet 1800 et nomma cardinal et secrétaire d'Etat Consalvi, homme aux idées larges, démocratiques et modernes.

L'établissement du concordat avec la France, le couronnement de Napoléon par le Pape, le conflit qui éclata ensuite entre Pie VII et l'Empereur, la captivité du premier et la chute du second, suivie de la libération du Pontife et du congrès de Vienne sont des faits trop connus pour qu'il soit besoin d'insister. Au retour de l'exil, réalisant un projet qu'il avait envisagé dès le début de son pontificat, Pie VII, en 1814, rétablit la Compagnie de Jésus. Dans un but avant tout historique, il mit en valeur les monuments de la Rome païenne. Il entreprit de grands travaux au Vatican, créa la galerie Chiaramonti, appuya le sculpteur Canova et appela de l'Ambrosienne à la bibliothèque vaticane, après l'avoir délié de ses vœux, le célèbre Jésuite Angelo Mai.

Pie VII mourut le 20 août 1823. On lui reprochait d'avoir trop exclusivement écouté Consalvi, et c'est pourquoi, au conclave qui s'ouvrit le 3 septembre, les partisans de l'ancien secrétaire d'Etat, ceux qu'on pourrait appeler les libéraux, étaient peu nombreux et le nouveau pape, Annibal della Genga, fut choisi parmi la fraction plus considérable des zelanti. Sa candidature fut appuyée par le cardinal Severoli, exclu par le veto de l'Autriche, et il fut, malgré lui — il alléguait son état de santé — élu le 28 septembre.

Il prit, par vénération pour saint Léon le Grand, le nom de Léon XII. Il se mit immédiatement aux réformes, dans un sens très conservateur. A côté d'initiatives en matière d'art qui étonnent un peu de sa part, il eut incontestablement des étroitesses, de telle sorte que son administration fut assez impopulaire. C'est lui qui fit reconstruire la basilique incendiée

[1] C'est à tort que M. Schmidlin le fait naître en 1742 : il est né en 1740. (Cf. Löffler, dans l'ouvrage dont il est parlé ci-dessous, p. 358.)

de Saint-Paul-hors-les-Murs. Il présida le jubilé de 1825, qui attira de grandes foules à Rome — on n'y compta pas moins de 50,000 étrangers le jour de la Fête-Dieu. On vit le Pape faire, pieds nus, les visites prescrites et servir de sa main des pauvres à table. Toujours malade, et même, peu de temps après son sacre, assez gravement, il mourut, le 10 février 1829, âgé de 69 ans seulement [1].

Au conclave qui s'ouvrit au Quirinal, le 23 février 1829, les partis étaient les mêmes que six ans plus tôt, avec cette différence toutefois que les modérés, par réaction en partie contre le pontificat de Léon XII, étaient plus nombreux, sans posséder cependant la majorité. Pendant deux semaines, les voix se partagèrent entre les quatre papabili, et ce fut enfin, le 31 mars, le cardinal Castiglioni qui fut élu. Né en 1761, évêque en 1800 et cardinal en 1816, Pie VIII appartenait à la famille dont était sorti saint Pie V. D'un caractère doux presque jusqu'à l'excès, il était d'esprit assez large. Il autorisa le clergé français, partisan, dans sa majorité, de Charles X et de ses principes réactionnaires, à accepter le régime libéral de Louis-Philippe. Cette reconnaissance, qui n'empêcha pas le pouvoir de prendre contre l'Eglise certaines mesures tracassières, eut d'heureuses conséquences pour la religion, mais divisa malheureusement les catholiques en libéraux et conservateurs.

La santé du Pontife avait provoqué, dès le début, des inquiétudes. Son état s'aggrava en automne 1830 et Pie VIII mourut, dans la nuit du 29 au 30 novembre, à 69 ans, comme son prédécesseur, après un pontificat de vingt mois seulement.

Les 45 cardinaux qui entrèrent en conclave au Quirinal, le 14 décembre 1830, appartenaient aux deux mêmes tendances opposées que précédemment. Le camaldule Cappelari qui finit, bien malgré lui — il tomba évanoui — par être élu, le 2 février 1831, prit le nom de Grégoire XVI. Il avait 66 ans, reçut la consécration épiscopale deux jours après sa nomination et fut accueilli un peu froidement parce qu'on ne le connaissait guère. Son entourage lui conseillait de quitter Rome, qui semblait peu sûre, la révolution, écho de celle de juillet, ayant éclaté dans le nord de l'Italie, avec l'appui des membres de la famille napoléonienne qui avaient trouvé asile dans la péninsule. Le Pape préféra, bien qu'il ne fût guère austrophile, se recommander à l'Autriche, pour le cas où un secours militaire serait nécessaire. De fait, il fallut recourir à l'aide de ces troupes, et les rappeler même une seconde fois, non sans que les Français ne se fussent immiscés de leur côté à cette affaire, en occupant Ancône.

La situation était difficile. Ces interventions de l'étranger avaient aigri la population. Silvio Pellico s'était ingénié à discréditer les Autrichiens. Mazzini excitait à la révolution. Le prêtre Gioberti préconisait tout au moins la république, une sorte de néo-guelfisme, dans lequel le Pape jouerait aussi son rôle. Les carbonari, sorte de francs-maçons, se multipliaient, malgré les condamnations portées contre eux déjà par Pie VII.

[1] Il avait 63 ans lors de son élection, et non pas 67, comme il est dit à la p. 374.

Dans l'administration de l'Etat pontifical, Grégoire XVI se montra très conservateur, plus encore depuis le jour où, sur les instances de Metternich, il remplaça le secrétaire d'Etat Bernetti, francophile, par Lambruschini, homme extrêmement réactionnaire. Comme Pie VII — n'oublions pas qu'ils étaient moines tous les deux — et de même d'ailleurs que les deux papes intermédiaires, Grégoire XVI se montra étranger à tout népotisme. Ancien préfet de la Propagande, il fit beaucoup pour les missions. Il apporta quelques changements au Vatican, enrichit la bibliothèque, créa Mai cardinal et améliora à Rome nombre de monuments anciens, même de l'époque païenne.

Il entreprit des réformes dans les Ordres religieux. Si ces efforts ne furent pas toujours couronnés de succès, il eut du moins la satisfaction de voir, en France, Dom Guéranger rétablir les Bénédictins, et Lacordaire, les Dominicains. Les Rédemptoristes, dont le fondateur, saint Alphonse, fut canonisé en 1838, se propageaient, et, plus encore, les Jésuites, sous l'habile direction de leur Général, le P. Roothaan.

Malgré tout, l'activité réformatrice de Grégoire XVI fut davantage extérieure et juridique que vitale et profonde. Il condamna Lamennais, que Metternich dénonçait avec une particulière insistance, et qui, après avoir semblé se soumettre à l'encyclique *Mirari vos*, entra, par les *Paroles d'un croyant*, en révolte ouverte contre la Papauté. Il réprouva également certaines thèses de Hermès, décédé depuis quatre ans, et imposa des rectifications à Beautin, qui les accepta. Néanmoins, ici encore l'activité de Grégoire XVI a été plutôt polémique et négative, et l'on peut regretter qu'il n'ait pas soutenu des initiatives louables, telles que celle de l'école de Tübingen, les travaux de Mœhler en particulier.

Dans sa préface, M. Schmidlin avait déclaré vouloir allier à un esprit nettement ecclésiastique une objectivité absolue et arriver, selon son expression, à un pragmatisme, si possible, plus rigoureux encore que son prédécesseur. On reconnaîtra sans peine qu'il a tenu parole. Après une introduction où est brossé un tableau du XVIII^me^ siècle, avec ses fautes jusque dans la Curie pontificale, introduction dans laquelle on lit, non sans un peu d'étonnement, certaines phrases sur les heureuses conséquences de la Révolution française, taxée de « moyen providentiel » et sur le maintien, trop largement appuyé par l'Eglise, « d'institutions vieillies ou de vestiges du moyen âge, tels que inquisition, immunités ecclésiastiques, droit d'asile, dîmes, excommunications, censure des livres, monopole scolaire », on a la satisfaction de trouver, dès la première page du pontificat de Pie VII et jusqu'à la dernière de celui de Grégoire XVI, une objectivité irréprochable, un sens nettement catholique et, au point de vue politique, une impartialité absolue.

L'auteur donne également, au début de son livre, la nomenclature des archives secrètes du Vatican avant tout qui seraient à consulter sur la période moderne de l'histoire des Papes. On se rend vite compte, en parcourant les notes, qu'il les a relativement peu utilisées. On ne lui en fera pas un reproche, car on sait que, pour le dernier siècle écoulé, ces archives ne s'ouvrent pas. C'est dire simplement que bien des explorations

de détail restent à entreprendre. L'auteur, en attendant, a fait servir à sa monumentale synthèse toute la littérature, même la plus récente, sur les papes de la première moitié du XIX^me siècle et sur les problèmes auxquels ils ont été mêlés ; et l'on ne peut qu'admirer l'étendue de son information, sur les démêlés, par exemple, de Pie VII avec Napoléon, ou encore, pour citer un problème qui nous touche de plus près et qui est certes complexe : sur la nouvelle délimitation des diocèses suisses après le congrès de Vienne. Evidemment, il y a dans ce grand ouvrage, comme il y avait chez Pastor, des chapitres peu captivants, ou qui n'intéresseront guère que les lecteurs des pays mis en cause. On n'y trouvera du moins pas de développements superflus. Le rétablissement de la Compagnie de Jésus, par exemple, est raconté en deux pages et demie. Une innovation appréciable consiste à avoir donné un portrait de chacun des quatre papes.

Ce premier volume sera suivi de deux autres : l'un consacré à Pie IX et à Léon XIII, et le suivant aux trois pontificats du début du XX^me siècle. Les lecteurs de la première partie de l'ouvrage les liront certainement avec non moins d'intérêt et les attendent donc avec impatience.

L. Wæber.

Reinhard, Ewald. Karl Ludwig von Haller, der « Restaurator der Staatswissenschaft ». Münster i. W. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. 1933. XV, 225 S.

Verfasser hat sich Jahre lang mit Karl Ludwig v. Haller, dem am 20. Mai 1854 zu Solothurn verstorbenen Enkel des berühmten Albrecht v. Haller, beschäftigt. Schon 1915 veröffentlichte er eine Biographie, die erste in deutscher Sprache. Dazu kamen verschiedene Aufsätze, unter anderem in der Schweizerischen Rundschau. Die Enkelin von Karl Ludwig v. H., Fräulein Maria Deodota v. H., überließ ihm die Hallerschen Tagebücher, die von 1822 bis 1830 reichen, mit vielen Briefen, von denen Verf. schon manche Serien veröffentlichte, während P. Emmanuel Scherer die Briefe an David und Friedrich Hurter herausgab, nachdem A. Vogt in dieser Zeitschrift 1907 bereits den Briefwechsel mit Bischof Jenny und dem Genfer Pfarrer Vuarin edierte. Es ist wohl richtig, daß die wissenschaftlich interessierte Schweiz, wie der Verf. S. X. bemerkt, bis dahin für die Erforschung von Karl Ludwig v. H.s Leben und Wirken wenig getan hatte. Die Berner haben ihn aus der Sammlung ihrer Bernischen Biographien ausgeschlossen und sich nicht daran erinnern wollen, wie viel Alt-Bernisches er sein ganzes Leben lang beibehalten hat. Allerdings mit demokratischem Wesen hatte er nie einen innern Zusammenhang, aber als Sohn des Landvogts von Nyon hatte er die Gesinnung des Berner Patriziers voll in sich aufgenommen. Von ihm erbte er auch katholische Sympathien, so daß er, daran anknüpfend, schreiben konnte, er habe « seine wahre Unparteilichkeit von ihm ». Diese Bemerkung steht in der Einleitung zu der « Restauration der Staatswissenschaft », jenem sechsbändigen Werk, das ihm einen markanten Platz in der Zeit der Restauration gegeben hat. Als die ersten 4 Bände vorlagen, erfolgte sein Übertritt zur katholischen Kirche, der 1820

auf dem Landhaus des H. Boccard zu Jetschwil im Freiburger Sensebezirk stattfand. Seine Konversion brachte ihn um viele Aussichten. Es scheiterte nicht nur eine Berufung nach Berlin, wo konservative Kreise sein Werk mit großem Beifall aufgenommen hatten, sondern seiner öffentlichen Stellung in seiner Heimat wurde der Boden entzogen. Er wurde aus seinen Ämtern und Ehrenstellen entlassen und schließlich für unfähig erklärt, je wieder ein Amt zu bekleiden. In der Schweiz fand er nur noch unter katholischen Patriziern Anhang und Anklang. In dem Wien Metternichs genoß er wohl viele Sympathien, konnte aber dort die erstrebte Anstellung nicht erhalten. Dafür bekam er zu Paris 1824 unter Villèle im Ministerium für auswärtige Angelegenheiten einen Platz als « Publiciste attaché ». Dort fühlte er sich wohl in einem interessanten Kreise von katholischen Intellektuellen und Konvertiten. Ein weiteres Festwurzeln stand bevor, als Karl X. zur Regierung kam, der ihm aber noch nicht weit genug ging, weil die Charte nicht aufgehoben wurde. Die Julirevolution machte allem weiteren Wirken in Paris ein jähes Ende.

Haller gehört in jene Reihe katholischer Laienpolitiker, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom monarchischen Standpunkte aus mit großem Idealismus gegen den Liberalismus auftraten und sich für die katholische Kirche und das Papsttum wieder begeisterten. Jos. de Maistre geht ihm voran. Der Spanier Donoso Cortés folgt ihm unmittelbar nach. Eigenartig ist, wie H. von seinem alten Patrizier-Standpunkte aus den Anschluß an die katholische Kirche sucht und findet, ohne dabei die alten katholischen Lehrtraditionen über den Staat zu kennen, die keineswegs seiner Auffassung entsprachen. Nach ihm unterscheidet sich der Staat vor andern sogenannten privaten Gesellschaftsverhältnissen nur durch die Unabhängigkeit des herrschenden Subjekts, durch höhere Macht und Freiheit. Die Staaten als solche hätten eigentlich gar keinen oder doch keinen gemeinschaftlichen Zweck. Ihren Ursprung könnten sie nur dem allgemeinen Naturgesetz entnehmen, daß der Mächtigere herrsche. Wie ganz anders lehrten über den Staat die Scholastiker, insbesondere die Spätscholastiker der Barockzeit ! Franz von Vitoria begründet die Staatsgewalt mit dem Naturrecht, so daß die staatliche Gemeinschaft eine natürliche Notwendigkeit ist, weil die Menschen nur fähig sind, in Gemeinschaft zu leben. Suarez vertritt sogar gegenüber dem fürstlichen Staatsabsolutismus in England, der unmittelbar auf Gott sich für seine Staatskirchenhoheit berufen wollte, eine gewisse Volkssouveränität in dem Sinne, dass die konkrete Entstehung des Staates nicht einfach als Ergebnis blinder Naturgesetze aufzufassen sei, sondern auch auf ein Dazwischentreten menschlicher Willensentscheidungen in irgend einer Form des Gesellschaftsvertrages. So erklärt sich auch, daß Hallers « Restauration » auf die grundsätzliche Orientierung der Katholiken nicht weiter eingewirkt hat, und daß sein großes Werk nur zeitgeschichtlich noch bewertet wird. Seine im Eingang ausgesprochene Erwartung, daß sein Werk « die Ordnung Gottes offenbaren, den Frieden unter den Gelehrten herstellen und durch sie die von den Sophisten verscheuchte Gerechtigkeit auf Erden zurückführen » werde, kann nur als Ausdruck seiner hochgespannten persönlichen Überzeugung aufgefaßt werden.

Der Verf. unterläßt es nicht, den Staatsbegriff Hallers abzulehnen, besonders den Begriff seines Staatsrechtes und die Gleichung, Staatsrecht sei nur eine Summe von Privatrechten. Mit Recht wird aber der unabhängige Kritiker eines Rousseau gewürdigt, der den Mut hatte, zu einer Zeit Schranken aufzuweisen, als alles ein Heil nur von dem politischen Liberalismus erwartete, allerdings dabei soweit gehen konnte, daß er gegen die Vorteile der neuen Eisenbahnen sich skeptisch verhielt. Wenn auch der Verf. auf eine weitere Kritik des Hallerschen Systems verzichtet, die heute noch nicht so ganz unaktuell sein könnte, so ist doch sein Buch erschöpfend für alle persönlichen Erlebnisse und für die zahlreichen Schriften Hallers, insbesondere für manche Führer des schweizerischen Katholizismus jener Zeit von nicht geringem Wert.

G. Schnürer.

Dietrich von Niem. Dialog über Union und Reform der Kirche 1410. (De modis uniendi et reformandi ecclesiam in concilio universali), mit einer zweiten Fassung aus dem Jahre 1415, hrg. von *Hermann Heimpel* (Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrg. von Walter Goetz, III. Bd.). Leipzig u. Berlin, Teubner. 1933. XXXII-120 SS. Geb. M. 4.50 ; geb. M. 5.80.

Heimpel, der Verfasser des grundlegenden Buches (1932) über den von Finke als « der größte Journalist des späteren Mittelalters » bezeichneten Dietrich von Niem († 1418), schenkt uns im vorliegenden Bande eine treffliche Ausgabe des wichtigen und vielumstrittenen Reformtraktates aus den Tagen des Konstanzer Konzils. Die Aufgabe des Herausgebers war keine leichte. Von den beiden Fassungen von 1410 und 1415 wurde die ältere zuerst von H. von der Hardt 1696 in seinem « Magnum oecumenicum Constantiense concilium » abgedruckt, während die Handschrift der spätern Fassung vor mehreren Jahren von Finke wiederentdeckt worden ist. Bei von der Hardt ist der Dialog außerdem in zwei völlig selbständige Traktate « De modis » und « De difficultate » zerlegt ; als Verfasser des erstern nennt Hardt — wie schon seine, vor kurzem wieder aufgefundene, handschriftliche Vorlage aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts — Johannes Gerson, den Kanzler der Pariser Universität, als Verfasser des letztern den Kardinal Pierre d'Ailli.

Heimpel weist nun in peinlich genauer Untersuchung den einheitlichen Aufbau des gesamten Dialoges nach und erbringt zum ersten Mal auf Grund aller bekannten Handschriften den kaum mehr umzustoßenden Beweis, daß Dietrich von Niem der Verfasser ist, wie das schon 1874 Max Lenz, bloß gestützt auf den Druck bei von der Hardt, ausgesprochen hatte. Der Hauptteil des Bandes von Heimpel bringt den vollständigen Abdruck des Dialoges in seinen beiden Fassungen, die zum Vergleiche in übersichtlicher Weise nebeneinander gestellt und mit dem nötigen Textapparate versehen sind.

Georg Boner.

Seppelt, Franz Xaver, und Löffler, Klemens. Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. München, Kösel und Pustet 1933. 919 Bilder, XII, 551 S. geb. M. 5.90.

Vor einem Menschenalter fehlte es noch ganz an einem allgemeinen Werk über Papstgeschichte in deutscher Sprache von einem Katholiken. Man war zum Ersatz angewiesen auf das Gegenstück zu F. Gregorovius, die dreibändige Geschichte der Stadt Rom von A. v. Reumont (1867) oder auf allgemeine Kirchengeschichten. In den Bahnen Reumonts wollte noch H. Grisar, S. J. fortfahren, aber viel tiefer schürfend, mit seinem Werk « Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter », das leider mit dem 1. Bande (1901) ein Torso blieb. Hingegen erfüllte weit alle Wünsche und Versprechungen L. v. Pastor mit seiner Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters, die mit 16 gezählten, in Wirklichkeit 22 Bänden das gesteckte Ziel erreichte, bis zum Jahre 1799 jetzt vollendet vorliegt. Das monumentale Werk fand bald einen Fortsetzer in J. Schmidlin, der die Papstgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart darzustellen begonnen hat und einen 1. Band, der bis 1846 reicht, 1933 herausbrachte. Gleichzeitig hat der Jesuitenpater Robert Leiber eine Fortsetzung Pastors für das 19. Jahrhundert angekündigt, die Herder herausgeben wird. Die große, vor Pastor noch klaffende Lücke auszufüllen, hat der Breslauer Kirchengeschichtsprofessor Franz Xaver Seppelt unternommen, indem er in einem I. Band den Aufstieg des Papsttums von den Anfängen bis zur Regierungszeit Gregors des Großen behandelte (1931) und bereits in einem II. Bande die Darstellung bis zur Mitte des elften Jahrhunderts weiter führte (1934). Sein ganzes Werk soll 6 Bände umfassen.

Vorher schon hatte Prof. Seppelt in der Sammlung Kösel eine kleine, recht brauchbare zweibändige Übersicht über die Papstgeschichte bis zur französischen Revolution (1921) geboten als nachträglichen Vorbau zu einem Bändchen der gleichen Sammlung, in der Klemens Löffler 1911 die Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart behandelt hatte.

Diese beiden, so schon gut bewährten Gelehrten konnte der Verlag Kösel-Pustet für ein neues Unternehmen gewinnen, als er sich entschloß, ein Jubiläumsandenken an das Heilige Jahr dem katholischen Volke in einem Bande einer Illustrierten Papstgeschichte darzubieten. Sie liegt hier vor. Leider starb bald nach ihrem Erscheinen der zweite Verfasser Kl. Löffler als Direktor der Universitätsbibliothek Köln am 17. März 1933. In dem neuen Werke ist der Stoff in derselben Weise unter die beiden Verfasser verteilt wie in den Bändchen der Sammlung Kösel. Die Darstellung fußt auf guter Kenntnis des Forschungsstandes und zeichnet sich durch leichte Lesbarkeit aus. Vorausgeschickt ist eine knappe Übersicht über die wichtigste Literatur. Vermißt wird zu den in außerordentlicher Fülle beigegebenen (919) Bildern ein Verzeichnis. Fast jede Seite ist illustriert. Hauptsächlich sind es Papstbildnisse, dann auch Bilder von St. Peter, päpstl. Gebäuden, Schlössern und Sammlungen, aber auch einige Bildnisse von weltlichen Herrschern, Wappen, manch interessante Miniaturen und Zeichnungen. — Angesichts des geringen Preises wird das Buch wohl die Erwartungen erfüllen, mit denen es hinausging. *G. Schnürer.*

Codices latini antiquiores. A palaeographical guide to Latin manuscripts prior to the ninth century. Edited by E. A. Lowe. Part 1. The Vatican City. Folio. 44 pp. 34 collotype plates. Preis L. 2 10 sh. Oxford, at the Clarendon Press 1934.

Mit großem Interesse begrüßen wir das seit Jahren von kompetentester Hand vorbereitete Standardwerk des großen englischen Meisters abendländischer Palaeographie, *E. A. Lowe*-Oxford, dieses eminent begabten Schülers des auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philologie und Paläographie einst bahnbrechend wirkenden Ludwig Traube († 1907). Dank eingehendster Beschäftigung mit der an Problemen überreichen älteren lateinischen Paläographie ist gerade Lowe wie nur ganz wenige dazu berufen, ein derart umfaßendes und grundlegendes paläographisches Werk wie die C. L. A. zu schaffen und damit die internationale Wissenschaft vom antiken und frühmittelalterlichen Buch auf lange hinaus nachhaltig zu fördern und tiefgehend zu befruchten.

Lowe begann vor über 20 Jahren mit einer wichtigen, Probleme der frühmittelalterlichen Paläographie aufdeckenden, für gewisse Teile der abendländischen Schriftgeschichte wohl stets fundamental bleibenden Arbeit über zwei hochbedeutsame orthographische Merkmale der vorkarolingischen Minuskel, die sog. I-longa und das assibilierte und nichtassibilierte ti (das erstere in actio, das zweite in festinare, z. B.), Untersuchungen, die insbesondere für die Datierung der spanischen Handschriften von Bedeutung wurden und bereits damals durch die klare Methode, die sorgfältige Verarbeitung des gewissenhaft und korrekt Beobachteten und die erstaunliche Monumentenkenntnis charakteristisch waren. [1]

1914 veröffentlichte Lowe sodann die großzügige Darstellung der in ihrer eigenartigen Sonderentwicklung wohl zu den interessantesten abendländischen Schriftarten zählenden, in Unteritalien verbreiteten und darum auch schon früh als « Beneventana » bezeichneten Minuskel. [2] 1929 erstand auch die von Lowe von Anfang an dazu geplante zweibändige Tafelsammlung, die von jeder dem Verfasser im Laufe der Jahre bekannt gewordenen « Beneventanischen Hand » Faksimilia bietet [3]. Beide sich aufs engste ergänzenden Publikationen sind ein bis jetzt unerreichtes Musterbeispiel für die Art wissenschaftlicher Erforschung und Beschreibung einer abendländischen Schriftprovinz. In ihrer Art ist dieses Werk Lowes die erste Monographie einer solchen großen Provinz. Leider hat sie keine entsprechenden vollwertigen Nachfolger gefunden. Die Forschung hat sich vorerst mehr der Durcharbeitung einzelner Skriptorien zugewandt und hier ja sehr Bemerkenswertes geleistet. Zu bedauern bleibt es trotzdem, daß andere Schriftprovinzen, auch wenn sie nicht so einheitlich sind wie die beneventanische und keineswegs so charakteristisch in ihrer Entwicklung, in ihrer

[1] Studia palaeographica, in S.-B. der Bayer. Akad. der Wiss. Phil.-hist. Kl. 1910.

[2] The Beneventan Script. A history of the South-Italian Minuscule. 1914.

[3] Scriptura Beneventana. Facsimiles of South-Italian and Dalmatian Mss. 1929.

Erstarrtheit und Regelmäßigkeit, nicht auch zusammenhängende Untersuchungen erhielten. Wieviel wäre dennoch hier zu tun. Es sei nur an das große Verbreitungsgebiet der merovingischen Minuskel, an dasjenige der Insulare, der spanischen Schrift usw. erinnert. Auch die am Oberrhein und Bodensee heimische alemannische Frühminuskel (8.-9. Jh.) wäre wohl wertvoll genug, einmal im Zusammenhang studiert zu werden.

Hatte Lowe in seinem eben zitierten Buche ein sehr anschauliches Bild von der Schriftkultur ganz Süditaliens während Jahrhunderten gezeichnet, so lenkte er seine Aufmerksamkeit in der Folgezeit auch mehr der Erforschung einzelner Skriptorien zu. Und da ist es gerade eines der ältesten und bedeutsamsten, eines Zentrums der abendländischen Geisteskultur schlechthin, Lyon, über dessen älteste Hss. wir ein interessantes und wertvolles Werk Lowe verdanken. [1]

Gerade hier trat die eminent starke Beschäftigung Lowes mit unsern ältesten Hss. in Unziale und Halbunziale in Erscheinung, welch letztere Lowe als einer ihrer vertrautesten Kenner in der Franz-Ehrle-Festschrift von 1924 musterhaft zusammengestellt hat, als ein Gegenstück zu seines großen Lehrers vortrefflicher Liste der unzialen Codices. [2]

Es würde zu weit führen, die zahlreichen weiteren Untersuchungen Lowes anzuführen. Sie sind durchaus der älteren Paläographie gewidmet, Ausnahmen kommen vor, wie das mit Roger Fry gemeinsam herausgegebene Werk English Handwriting. [3]

Es ist wohl verständlich, daß Lowe nach solchen Vorarbeiten, wenn man sie so nennen will, an die Verwirklichung einer der großartigsten paläographischen Forderungen heranschritt, an die ja vor vielen Jahren der leider früh verstorbene hochbegabte P. Liebaert auch gedacht, an die Schaffung einer sämtliche vor 800 entstandenen lateinischen Hss. umfassenden Tafelsammlung. Ein faszinierender Gedanke so unendlich kühn und großartig, eine bewundernswert hervorragende Tat ihre Ausführung.

Lowes Werk wendet sich an den Paläographen, in allererster Linie. Die Miniaturen der spätantiken und frühmittelalterlichen Hss. sind, wenn auch nicht vollzählig so doch in reichster Anzahl seit langer Zeit dem Forscher und Liebhaber gut zugänglich. Anders die Hss. als paläographische Denkmäler, denn nur ein gewisser Prozentsatz der älteren Hss. weist Miniaturen auf und auch hier erfolgt dann die Auswahl gewöhnlich nach kunst-

[1] Codices Lugdunenses antiquissimi. Le scriptorium de Lyon, la plus ancienne école calligraphique de France. Lyon 1924.

[2] A Hand-List of Half-Uncial Mss, in Studi e Testi, 40, 1924. Die Traube'sche Liste im ersten Band seiner « Vorlesungen und Abhandlungen », hg. von Paul Lehmann. Vgl. dazu ferner die von Lowe und E. K. Rand veröffentlichte Publikation über eine bedeutsame Unzialhs. der Pierpont Morgan Library in New York : « A sixth-century Fragment of the letters of Pliny the younger » Carnegie Institution. Publication no 304. Washington 1922. Ich verweise auch auf seine « List of the oldest extant Mss. of S. Augustine ... », in Studi Agostiniani, 1931.

[3] English Handwriting. 1926 erschienen als Tract 23 der Society for pure English.

historischen Prinzipien. Aber gerade die vielen ältesten Hss., diese einzigen Vermittler des antiken und frühchristlichen Kulturgutes verdienen besser als schon auch gekannt zu werden. Sie, diese paläographische Seite, ist es, der wir auch heute unsere vollste Aufmerksamkeit zuwenden müssen, ganz abgesehen davon, daß sie seit Traube von den verschiedensten Gelehrten tatkräftig durchforscht wird. Hier harren noch Probleme wichtigster Art ihrer Lösung, die bei weitem nicht nur der Paläographie und Philologie von Nutzen und nur für sie von Interesse sind, sondern ganz im Gegenteil für die Gesamterkenntnis der älteren abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte von großer Wichtigkeit sind. Auf diese Bedeutung der älteren lateinischen Paläographie für den Historiker, der wenn er sich überhaupt mit Paläographie beschäftigt, sie gemeinhin nur als ein Mittel zum Zweck, als notwendiges Rüstzeug zum Lesenlernen von Hss. und Urkunden betrachtet, selten oder nie aber als ein historisch gewordenes Kulturgut von hohem Reiz mit eigenen Gesetzen, mit eigenen Evolutionen und Revolutionen, auf diese Bedeutung muß stets hingewiesen, sie muß unterstrichen und die Forderung nach einer besseren und gründlicheren Vertiefung in die Probleme der Schriftgeschichte, nach einer neuen Betrachtungsweise dieses Gutes betont werden.

Die C. L. A. erscheinen in 10 selbständigen Teilen. In ihnen wird erstmals das gesamte literarische (d. h. nicht urkundliche) Hss.-material aus der Zeit vor dem IX. Jh. sämtlicher in Betracht fallender Sammlungen der Erde, also von Ägypten (Papyri), Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Holland, Italien, Yugoslavien, Luxemburg, Österreich, Rußland, Schweden, *Schweiz*, Spanien, Tschechoslovakei, U. S. A., gleichviel ob Fragment oder voll erhaltener Codex, ob auf Papyrus oder Pergament, gleichviel welcher Schriftart unterschiedslos dem Forscher in Faksimile mit vorzüglicher Beschreibung der einzelnen Codices und reichen bibliographischen Angaben zu jedem Manuskript geboten. *Ein Inventar unserer ältesten und wertvollsten Texte jedes Wissenschaftsgebietes, wie wir ein solches bis anhin noch nie zur Verfügung hatten. Darum eines der unentbehrlichsten Handbücher jeder Bibliothek*, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt. Kein Luxus, sondern eine der notwendigsten Handwerkzeuge, insbesondere für den Philologen. Glücklicherweise ist der Preis des Bandes, dank der großzügigen Unterstützung durch die Rockefeller-Foundation und dem Wirken der Union académique internationale, dem American Council of Learned Societies und der Carnegie Institution of Washington, unter deren Auspizien die C. L. A. erscheinen, in erschwinglichen Grenzen gehalten. Jeder Teil ist auch einzeln käuflich.

Der an wertvollen Hss. außerordentlich reichen Vatikanischen Sammlung ist der erste Teil des großzügigen Unternehmens gewidmet. Dank dem Entgegenkommen der obersten Leitung ist es Lowe möglich geworden, sämtliche vor 800 entstandene Hss. der Vaticana usw. ohne Ausnahme hier, übrigens zum erstenmal, zu vereinigen. Die Bedeutung gerade dieses Faszikels ist deshalb ganz besonders groß.

Es sind zunächst drei Hss. des *Archivio della Basilica di S. Pietro* (no. 1a-c, 2, 3 bei Lowe). Den größten Teil d. h. nahezu die Hälfte der

beschriebenen Codices (4-62) stellen sodann die eigentlichen *Vaticani*. Weniger umfangreich ist die Collection der *Barberiniani* (no. 63-65), und der *Ottoboniani* (no. 66-67), reichhaltiger die der *Palatini* (no. 68a-99) und *Reginenses* (no. 100-115), wozu noch Vaticanus *Urbinas* latinus 293 (Fragment) und Vat. Urb. lat. 1154 kommen. Die Wichtigkeit dieser klassischen Sammlung an lateinischen Hss. ist bekannt, in wenigen Worten kann sie übrigens kaum angedeutet werden. Daß sich darunter Unica wie Ciceros De Republica und die Briefe Frontos, daß sich hier die ältesten Hss. von Cicero, Livius, Terenz, Vergil befinden und außerordentlich wichtige Palimpsest-Hss., meist aus Bobbio, dem uralten Zentrum Norditaliens, dazu zahlreiche hochbedeutsame patristische Codices, sei nur erwähnt.

Die Anlage des Werkes ist praktisch. Man hätte ohne Zweifel die einzelnen Hss. auch anders anordnen können, z. B. nach der Schriftart oder chronologisch. Allein, zugestanden sei, daß wir diese Verfahren nicht für absolut praktisch halten, da sich immer wieder Unregelmäßigkeiten einschleichen. Wir sind eben nicht so weit, alles in ein System zu zwängen. Wir betrachten dies auch gar nicht als einen Fortschritt. Dem Philologen, der sich nur wenig mit Paläographie beschäftigt, dem Theologen usw. ist aber gewiß besser gedient mit einer allgemein gültigen und brauchbaren Anordnung, wie sie die C. L. A. aufweisen. Die Einreihung der einzelnen Hss. geschieht hier nach ihrer laufenden Signatur, der beschreibende Text ersetzt damit gewissermaßen ein kurzes Inventar dieser Hss. Die knappe und präzise Beschreibung der Hss. entbehrt keiner wesentlichen Bestandteile. Wir finden: Standortsbezeichnung, Angabe des Inhaltes, Umfanges der Hss., Größe der Blätter und des Schriftspiegels, der Zeilenzahl, Linierung und Lagen, Kustoden, Kolophone, Ornamentik, Punktierung, Kürzungen, Schriftcharaktere, Schreibstoffe, Tinte, Ursprungsorte, Bibliotheksgeschichte sowie im Anhang zu jeder Hs. eine ausgezeichnet ausgewählte Bibliographie mit Literatur- und Faksimilenachweisen.

Als Führer durch die klassischen lateinischen Hss. des Vatikans wie als Faksimilesammlung besitzt das Werk E. A. Lowes den Charakter der Unentbehrlichkeit wie sie nur wenigen Tafelwerken ähnlicher Bedeutung zukommen dürfte.

Ausführungen in paläographischer Hinsicht behalten wir uns einer Besprechung späterer Lieferungen an dieser Stelle vor, liegt uns doch jetzt namentlich daran, die Leser dieser Zeitschrift auf dieses auch für uns Schweizer so grundlegend wichtige und wegweisende Werk aufmerksam zu machen und zu dessen eingehendem Studium dringend zu raten.

Basel. *Dr. A. Bruckner.*

Folletête, Eugène. Rauracia Sacra ou Dictionnaire historique du clergé catholique jurassien. Deuxième partie : Le clergé régulier. Porrentruy, Bonne Presse du Jura, 1934, 64 p. 8°. (Extrait des *Actes* de la Société jurassienne d'Emulation, année 1933.)

Nous avons rendu compte, l'année dernière (*Revue*, t. XXVII, p. 76), de la première partie, consacrée au clergé séculier, de la *Rauracia Sacra*.

Mgr Folletête, complétant son travail, nous en donne aujourd'hui la seconde moitié : le catalogue du clergé régulier issu du Jura bernois depuis 1789 jusqu'à nos jours. C'est l'époque, tout d'abord, des dernières années des abbayes de Bellelay et de Lucelle, puis de la suppression, lors de la Révolution française, des couvents de Capucins et enfin de l'expulsion, au milieu du siècle dernier, des Jésuites et des Rédemptoristes. C'est dire que, à part les Capucins, seuls tolérés actuellement dans le Jura, la plupart des religieux, dont on nous donne ici la liste, ont vécu ou vivent encore comme en exil dans d'autres parties de la Suisse ou à l'étranger ; et c'est ce qui constituait la particulière difficulté du présent travail, puisque c'était en dehors du Jura bernois qu'il fallait se procurer la plupart des renseignements biographiques nécessaires. C'est la raison aussi pour laquelle l'auteur a renoncé à publier un catalogue des religieuses jurassiennes : à part, en effet, les Ursulines, les Annonciades et les Hospitalières de Porrentruy et de Delémont, elles sont disséminées, hors de leur pays natal, entre un nombre si considérable d'Ordres ou de Congrégations, qu'il serait impossible, en essayant de dresser leur liste, de ne pas commettre des oublis.

Comme pour la première partie, le catalogue suit l'ordre alphabétique, donnant pour chaque religieux son nom de famille, son nom en religion et, entre parenthèses, son prénom de baptême. Vient ensuite un bref *curriculum vitae*, avec indication, s'il y a lieu, des travaux publiés par le religieux en question ; enfin, dans une sorte de table, tous ces noms sont donnés à nouveau, groupés cette fois-ci par Congrégation monastique. Celles-ci sont au nombre de 28 : c'est dire l'étendue des recherches que l'auteur a dû s'imposer pour établir ce catalogue. Grâce à Mgr Folletête, nous possédons maintenant, pour le clergé séculier et régulier du Jura de l'époque moderne, un répertoire facile à consulter, très soigneusement dressé et que l'on pourra donc utiliser en toute sécurité.

L. Wæber.

P. Léon Veuthey. Un grand éducateur, le Père Girard (1765-1850). Paris, de Boccard. 1934. Gr. in 8°, 324 pages. 25 fr. français.

« Überall Auseinandersetzungen über die kommende Aufnahme der Jesuiten, über das Patriziat, über die Schulen von Freiburg und den Lehrplan des Pater Gregor ». So schreibt Kaplan Johann Peter Marro in Jaun am 13. September 1818 in seinen Tagebuchnotizen. Das ist ein echtes Stimmungsbildchen aus jener bewegten Zeit der Restauration, aus welcher Pater Gregor Girard als großer Erzieher hervorragt. Um seine neuen Ideen in Dingen der Erziehung und des Unterrichts, um seine kühnen Pläne wogten die Tagesmeinungen und warfen ihre Wellen bis ins hinterste Bergdorf. Nicht einmal an seinem Grabe hielt das Parteigezänke inne, sodaß sein Andenken bis auf heute ob dieser ungewollten Verkettung mit allerlei Streitfragen der Zeit uns nie ganz schattenfrei zu Gesichte kam. Einem seiner Mitbrüder, Hochw. P. Leo Veuthey, der hundert Jahre später im gleichen Kloster zu Freiburg mit unermüdlichem Forscherfleiß und wissenschaftlichem Vorgehen das ganze Schrifttum des P. Girard

selbst und alles, was über ihn geschrieben worden ist, sichtete, kommt das Verdienst zu, das Bild des großen Erziehers aus dem Getümmel des Zeithaders herausgeholt und von den Entstellungen sowohl seiner Freunde wie auch seiner Feinde befreit zu haben. Die Schattenseiten, die aus seinem eigenen Wesen sich ergeben, beläßt er ihm und glaubt, selbst durch Hervorheben derselben büße die hohe Gestalt des großen Mannes nichts an Würde und Überlegenheit ein.

Nicht die Einzelheiten eines an 85 Jahre reichenden Menschenlebens zu schildern, stellte sich P. Veuthey zum Ziele, sondern das unvergleichliche Erziehungswerk eines Mannes ins richtige Licht zu stellen, der wohl säen durfte, dem es aber vorenthalten blieb, die volle Ernte zu schauen, der bahnbrechend neuen Ideen Eingang verschaffte zu einer Zeit, welche sie noch nicht in ganzem Umfange aufzunehmen und auszuwerten fähig war.

« Sohn seiner Mutter » — mit dieser Kapitelüberschrift beginnt der Verfasser den Lebenslauf des berühmten Pädagogen. In der Tat leitete P. Girard sein erzieherisches Können von seiner Mutter her, die er als eine « gescheite, tätige und fröhliche Frau » zeichnet, die inmitten ihrer 15 Kinder ihm als Vorbild des Erziehers und Lehrers diente. Deshalb auch beginnt er später seinen « erziehenden Sprachkurs » mit dem Abschnitt : « Wie die Mutter ihren Kindern die Sprache lehrt ». Grund und Quell der Erziehungskunst der Mutter und der Erfolg ihres ungekünstelten Unterrichtes ist die Liebe zu ihren Kindern. Hier liegt auch der Schlüssel zum Erfolg in P. Girards pädagogischer Tätigkeit : « Wenn euch am Fortschritt eurer Schüler gelegen ist, so sichert euch ihre Liebe ... alles Große und Schöne im Himmel und auf Erden ist das Werk der Liebe » (Souvenirs, Emulation, p. 37). Er verglich diese Mutterschule voll Leben und Selbsttätigkeit mit der passiven Schule seiner Zeit, welcher er « nichts Anziehendes abzugewinnen wußte, nicht dem Inhalte, nicht der Form nach ». Als Kind seiner Zeit, Zeit der Gärung — Jean Girard zählte 16 Jahre, als 1781 Nikolaus Chenaux die Freiburger Bauern gegen die Stadt heranmarschieren ließ — suchte der wissensdurstige Jüngling nach neuen Wegen. Für den Sprachunterricht fand er die neue Richtung, indem er das damalige, mechanische Lehrverfahren, unter welchem er viel gelitten hatte, ins Gegenteil umstellte und als Grundsatz die Forderung prägte : « Die Sprache muß man nicht durch die Grammatik lernen, sondern die Grammatik durch die Sprache ». Nach dieser Richtlinie lernte er im Noviziatsjahre zu Luzern die lateinische Sprache nochmals von Grund auf im täglichen Verkehr mit den Klassikern selbst. Durch das Studium der Philosophie, ein Jahr in Offenburg und ein Jahr in Überlingen, sollten seine bisherigen Ansichten über Erziehung und Unterricht die nötige Klärung und die sichernde Unterlage erhalten. Aber auch hier mußte er sich durch zahllose Enttäuschungen hindurchringen. Hatte Lockes Philosophie, die nur auf Stoff und Nützlichkeit abstellte, den jungen Frater Gregor mit Ekel erfüllt, so glaubte er in den Gedankengängen eines Wolf, dessen beweisende Methode ihm gefiel, den erlösenden und richtigen Weg gefunden zu haben. Und doch mußte er später erkennen, daß er, wie so viele andere, irregeführt worden sei, und daß Wolfs Rationalismus noch lange in

seinen Ideen Spuren hinterlassen habe. Selbst beim Studium der Theologie in Würzburg machte er harte Stunden des inneren Kampfes durch. Erst als er sich in die heiligen Evangelien vertiefte — den Text wußte er seit dem Noviziatsjahr auswendig — kam er innerlich zur Ruhe, denn auch auf diesem Gebiete ging für ihn die geschichtliche Tatsache der Systematisierung des theologischen Wissens voran. So hatte er auch seine Prüfungsthese in Würzburg aufgebaut. Das blieb ihm Richtlinie für sein ganzes ferneres Arbeiten. Die vierjährige Studienzeit in der Hauptstadt des Frankenlandes übte übrigens auf sein Streben und seine Lebenspläne einen starken Einfluß aus. Der Umstand, daß er gerade in Würzburg, im Mittelpunkt der damaligen Aufklärung und des religiösen Freigeistes seine Geistesbildung geholt hatte, ist sicherlich mit in Rechnung zu stellen, wenn man das Mißtrauen erklären will, dem P. Girard in seiner Heimat hauptsächlich beim Landklerus begegnete.

Im Jahre 1788 in Freiburg zum Priester geweiht, mußte er gleich nach Überlingen an den Bodensee ziehen als Philosophielehrer am dortigen Gymnasium. Da war er in seinem « Element ». Nach einem Jahre schon wurde er ins Kloster seiner Heimatstadt berufen als Prediger in der Franziskanerkirche, sowie als Professor der Philosophie und Moral bei den Klerikern des Klosters. In dieser Stellung hatte er sich mit den Geistesrichtungen seiner Zeit zu beschäftigen. Hier erst machte er Bekanntschaft mit Kants « Kritik der reinen Vernunft » und « Kritik der praktischen Vernunft ». Wenn er den Philosophen von Königsberg auch nur zum Vergleich heranzog, und zum Zwecke, dessen falsche Lehren zu widerlegen, so wurde P. Girard gleichwohl immer wieder beschuldigt, als huldige er kantischen Grundsätzen. Mehrmals sah er sich gezwungen, öffentlich sich zu rechtfertigen. Girards heller Geist öffnete sich jeder neuen Idee, nicht um sie alsogleich unbesehen aufzunehmen, sondern um sie zu prüfen und gegebenenfalls ihr eine gute Seite abzugewinnnen. Besonders verfolgte er die pädagogischen Fragen seiner Zeit und gab zur Reform des Unterrichtswesens, wie 1799 Minister Stapfer sie vorhatte, auch einen Plan ein : « Projet d'éducation publique pour la république hélvétique ». Dieser Unterrichtsplan erntete großes Lob und lenkte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den Verfasser. Stapfer wollte ihn in seiner Nähe haben und berief ihn ins Archiv des Kultusministeriums. Als er jedoch nie zur Aufbauarbeit herangezogen wurde, legte er sein Amt nieder. Auf das Anerbieten Stapfers, P. Girard möchte in Bern eine katholische Pfarrei gründen und als erster Pfarrer sie leiten, ließ er sich von seinen kirchlichen Obern ernennen und arbeitete über vier Jahre mit großem Erfolg in der Seelsorge, hochgeschätzt auch von der protestantischen Bevölkerung der Aarestadt. [1]

Von seinen Ordensobern nach Freiburg zurückberufen, stand er hier dem Kloster vor, als nach dem Sturz der helvetischen Republik die Schulkammer der Stadt an die Franziskaner das Gesuch stellte, die Leitung

[1] Vgl. die erweiterte Darstellung des Vf. in dieser Zeitschrift, 27. Bd., 1933, p. 201 ff. 255 ff.

der französischen Primarschulen zu übernehmen. Damit erfüllte sich ein langjähriger Wunsch des P. Girards : Die Jugenderziehung und das Unterrichtswesen seiner Vaterstadt durch Umgestaltung zu heben. Nicht mit fertiger Wissenschaft und Methode sei P. Girard an seine große Aufgabe herangetreten, sagt P. Veuthey, und nicht mit vorgefaßten Grundsätzen, die er einfach anzuwenden hätte, sondern aus der täglichen Erfahrung wird sein Wissen sich ergeben, und die Grundsätze oder Richtlinien werden aus der praktischen Arbeit sich ableiten lassen. In diesen Jahren von 1804–1823 finden wir P. Girard in seinem eigentlichen Arbeitsfeld, an der Spitze ergebener Lehrer, die seine Anleitungen mit ganzer Hingabe befolgten, umgeben von einer stets steigenden Kinderschar, die ihn verehrte wie einen Vater. Sein hohes Ziel, das er immer und überall anstrebte, war die Erziehung des jungen Menschen. Um diesen Kernpunkt seines Lehrplanes mußten alle andern Fächer der Schule dienend sich verhalten. Die Muttersprache betrachtete er als erstes und wichtigstes Werkzeug der Bildung ; sie sollte selbst die sittliche und religiöse Bildung vermitteln : « Lasset den Sprachunterricht der Bildung der jungen Geister dienen und diese der Veredlung des Herzens ». Alles schlägt ins Gebiet der Sprache ein, sie drückt alles aus, « was der Mensch denkt, fühlt, liebt, wünscht, will, tut und leidet ». Von innen heraus sollte das Kind gebildet, nicht nur von außen mit Wissen versorgt werden. Nach P. Girard ist im Kinde alles Wissen in Form des Vermögens vorhanden, das nur auf den günstigen Zeitpunkt wartet, durch liebe Führung geweckt zu werden und in den Bereich der äußern Wirklichkeit zu treten. In der Knospe seien ja auch schon Blüte und Frucht vorhanden ; sie öffne sich, sobald die nötige Wärme und das gewünschte Licht hinzukommen. Diesen Dienst, das schlafende Wissen im Kinde zu wecken, könne zum Teil schon ein Schüler übernehmen, der selber bereits vorangeschritten ist. So kam P. Girard zur wechselseitigen Lehrweise, die von Lacaster in London begründet und systematisiert worden war. In den Händen des Freiburger Pädagogen nahm allerdings dieses Verfahren eigengeprägte Formen an. Aus der Beurteilung jener Zeit zu schließen, erzielte der geniale Schulmann mit dem wechselseitigen Schulsystem so hervorragende Erfolge, daß die Jugend gerne in die Schule ging, daß die Eltern die Arbeit der Erzieher schätzten, daß der Ruf von Freiburgs Schulen ganz Europa aufhorchen ließ. Erzieher und Schulmänner aus den verschiedensten Ländern kamen nach Freiburg, um die Schulführung P. Girards persönlich in Augenschein zu nehmen und zu studieren. Es bahnten sich Beziehungen mit den Nachbarländern an, die sich dort zur Förderung des Schulwesens auswirkten. In Frankreich drang der große Bahnbrecher besonders mit seinen Ideen durch mittelst seines Werkes : « L'enseignement régulier de la langue maternelle », das sogar von der Akademie von Paris mit einem Preis von 6000 Franken bedacht wurde, während dessen Verfasser das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Selbst sein Rücktritt von der Leitung der Schulen Freiburgs, der 1823 durch die Zeitverhältnisse ihm geboten schien, vermochte nicht, seinen Ruf in die Klosterzelle von Luzern einzusperren, wie er es hoffte. Auch dort fanden ihn Schulreformer wie Fröbel und andere ; auch hier

übertrug man ihm die Leitung der Primarschulen, später die Professur der Philosophie am Gymnasium und wählte ihn in den Erziehungsrat, wo er seinen ganzen Einfluß zur Förderung des Schulwesens geltend machen konnte durch Ausarbeiten von Reglementen und Lehrplänen. Diese schulreformatorische Tätigkeit hat P. Girards Namen auch in der deutschen Schweiz und darüber hinaus in deutschen Landen heimisch gemacht, zumal er die deutsche Sprache zu handhaben verstand wie die französiche. So war der große Erzieher an der Sprachengrenze des Uechtlandes der richtige Ideenträger, der in beiden umfangreichen Kulturgebieten seine Gedanken ungehindert ausstreuen und befruchten konnte.

P. Girards Ideen sind auch heute noch zeitgemäß. Wer P. Veutheys Buch über den großen Erzieher P. Girard gelesen hat, wird ohne Zweifel mit Herrn Staatsrat Dr. J. Piller, Erziehungsdirektor des Kt. Freiburg, einiggehen, der sein treffliches Vorwort mit den Worten schließt : « Möge dieses Buch den vollen Erfolg haben, den es verdient. Möge es eine Sühnetat sein für die Vergangenheit, eine Lehre für die Zukunft und in der gegenwärtigen Zeit den Hauptgedanken P. Girards wieder in Erinnerung bringen : *Die notwendige Verbundenheit des Unterrichts, der Erziehung und der Religion zur Bildung der Jugend.* Möge es endlich dazu beitragen, daß die schöne Gestalt des P. Girard besser bekannt werde, daß sie in ihrem vollen Lichte und mit ihrer ganzen Zugkraft des Beispiels in Erscheinung trete ».

A. Schuwey.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie St-Paul